

Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 67 (1980)

Heft: 19

Artikel: Kinder sind anders : einige Überlegungen zur Ambivalenz der Erziehung

Autor: Herzog, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-535445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kinder sind anders 1. Teil

Einige Überlegungen zur Ambivalenz der Erziehung

Walter Herzog

«*Kind zu sein ist nicht einfach*».

ASTRID LINDGREN

«*Die Erwachsenen machen irgend etwas falsch*».

PETER BICHSEL

Wir leben in einer Zeit, wo Krisen Mode sind und Alternativen ins Kraut schiessen, wenigstens in Gedanken. Traditionen radikal in Frage zu stellen und für die Abschaffung aller Art von Institutionen zu plädieren, gehört zur vermeintlichen Progressivität unserer Alltagskultur. In den Sog der blühenden Abschaffungsphantasien sind seit einiger Zeit auch so natürlich erscheinende Dinge wie die Schule, die Erziehung und gar die Kindheit geraten. Der Gesellschaftskritiker IVAN ILLICH hält unsere Schulen für hoffnungslos veraltet und tritt für eine radikale Entschulung unserer Bildungsinstitutionen ein. Der «Antipädagoge» EKKEHARD VON BRAUNMÜHL hat sich zum Ziel gesetzt, jegliche Form von Erziehung bedingungslos abzuschaffen. Der Slogan, mit dem er für sein Anliegen wirbt, ist der Antiatomkraftbewegung nachempfunden: «Erziehung? – Nein danke!» Die Feministin SHULAMITH FIRESTONE skandiert «Nieder mir der Kindheit!» und ist überzeugt, der beste Weg, ein Kind zu erziehen, sei, es in Ruhe zu lassen. Mit Schimpf und Schande überhäuft die Psychoanalytikerin MAUD MANNONI die «Scheisserziehung» und bekämpft vehement den «Mythos» der Kindheit. RENÉ SCHÉRE behauptet gar, die pädagogische Beziehung sei ihrem Wesen nach pervers, weil sie die leidenschaftliche Sinnlichkeit des Menschseins ausschliesse. Er will daher das «pädagogische Laster» ausmerzen. Im Fahrwasser der «Antipsychiatrie» versucht die «antipädagogische» Bewegung das Ende von Kindheit und Erziehung zu propagieren. Was ist davon zu halten? Sollen wir tatsächlich die Erziehung abschaffen? Sprechen die «Antipädagogen» wirklich im Interesse der Kinder? Schütten sie nicht vielmehr das Kind mit dem Bade aus? Sehen wir zu.

Wir sind uns gewohnt, unsere Geschichte als

eine Entwicklung zum Besseren zu sehen. Wie barbarisch waren doch die Zeiten des Mittelalters, wo keine Gleichheit der Menschen herrschte, keine Gerechtigkeit, vielmehr Gewalt und Unterdrückung. Wo das Volk ungebildet war, weder lesen noch schreiben konnte. Wo Hexen verbrannt und Mörder gevierteilt wurden. Wo die bittersten sozialen Gegensätze als natur- und gottgewollt galten, überladener Prunk neben jammernder Armut. Wo man den Naturgewalten schmählich ausgeliefert war, gegen Missernten, Kälte, Krankheit, Pest und Tod nichts vermochte. Wo devote Gottesgläubigkeit, Aberglaube und Angst vor Hölle, Teufel und Hexen wirr durcheinander gingen. Wo Kriege, Raubzüge, Vergewaltigungen, Plünderungen, Blutrache, Grausamkeiten aller Art und Ungerechtigkeiten das Leben permanent verunsicherten. Wie haben wir es doch besser. Sozialer Staat, Gerechtigkeit, Freiheit, Ruhe und Ordnung, Sicherheit, Technik und Medizin, Demokratie, Bildung: alle die Errungenschaften, die wir uns und unserer Zivilisationsgeschichte zuschreiben. Der Weg zu uns ist ein Weg aus der Barbarei hin zum Guten. So sehen wir es.

Wenn dem so ist, was sollen dann die Rufe nach der Befreiung des Kindes, der Entkolonialisierung der Kinderkultur, der Abschaffung von Erziehung und Schule? Leben wir vielleicht doch noch in der Barbarei, zumindest was das Verhältnis zu unseren Kindern anbelangt? Die Humanität einer Gesellschaft bemisst sich danach, wie sie mit ihren Kindern umgeht. Fragen wir uns daher, wie das Verhältnis zu den Kindern in früheren Zeiten beschaffen war und wie es heute aussieht.

Die Kinder im Mittelalter

Im Mittelalter war es auch um die Kinder nicht gerade gut bestellt. Ja, einen besonderen Altersstatus «Kindheit» hat man kaum gekannt. Das Kind lebte, sobald es sich selbstständig fortbewegen und verständlich machen konnte, mit den Erwachsenen, nahm teil an deren

Aktivitäten und unterschied sich nicht länger von ihnen. Die Kindheit war auf das früheste Kindesalter beschränkt, auf die Zeit, wo das kleine Wesen ohne fremde Hilfe nicht auskommen konnte. Solange aber hat es praktisch nicht gezählt als Mensch. Man war ihm gegenüber gleichgültig. Das hatte seinen Grund nicht zuletzt in der hohen Kindersterblichkeit. Wenn von einem Dutzend Kinder die Hälfte ein höheres Alter erreichte, war das viel. Noch für das 18. Jahrhundert ist anzunehmen, dass ein Drittel bis ein Fünftel der Neugeborenen ihr

Das kleine Kind wurde im Mittelalter nicht als menschliches Individuum angesehen.

erstes Lebensjahr nicht vollenden konnten, und nur die Hälfte der Bevölkerung erreichte ein Alter von zehn Jahren. Das dauernde Erlebnis von Geburt und Tod stumpfte ab. Das kleine Kind wurde nicht als menschliches Individuum angesehen. Man konnte sich nicht zu sehr an etwas binden, das man als potentiellen Verlust zu betrachten hatte. Wer es sich finanziell leisten konnte, gab sein Kind unmittelbar nach der Geburt einer Amme zur Aufzucht. Die Ammen verstießen oft ihre eigenen Kinder, vornehmlich ihre Töchter, um durch die Pflege der Kinder reicher Eltern zu Verdiensten zu kommen. So wurden beispielsweise von den 21 000 Neugeborenen in Paris im Jahre 1780 17 000 zu Säuglingen aufs Land gegeben, 700 wurden von Ammen in der Stadt verpflegt, 2000 oder 3000 kamen in Heime und lediglich 700 wurden von ihren eigenen Müttern gestillt und aufgezogen.

Man war den Kindern gegenüber distanziert, unbeteiligt. Zur Kindestötung war es daher kein allzu grosser Schritt. Kinder wurden ausgesetzt, im Stiche gelassen, erstickt, erschlagen, erdrosselt, ertränkt, vernachlässigt etc. Auch älteren Kindern gegenüber war die elterliche Bindung nicht allzu stark. Vor allem in den niederen Schichten des Volkes, wo Armut herrschte und das Leben nicht selten ein Kampf um die blosse Existenz war, stellten die Kinder eine starke Belastung dar, wenigstens solange sie nichts zum Unterhalt der häuslichen Gemeinschaft einbrachten. So ist es denn nicht erstaunlich, dass auch mit dem Tod

älterer Kinder keine schmerzlichen Gefühle aufkamen. ULRICH BRÄKER, der «arme Mann im Toggenburg», berichtet 1789 von einer schweren Krankheit, die er in seiner Jugend durchleiden musste. Nach seiner Genesung habe sein Vater, den er sonst als gütig und liebenswürdig schildert, zu ihm gesagt: «Danke deinem Schöpfer! ... Er hat dein Flehen erhöht und dir von Neuem das Leben geschenkt. Ich zwar, ich will dir's nur gestehen, dachte nicht, wie du, Uli, und hätt' dich und mich nicht unglücklich geschätzt, wenn du dahingefahren wärst. Denn, ach! Grosse Kinder, grosse Sorgen! Unsre Haushaltung ist überladen – Ich hab' kein Vermögen – Keins von Euch kann noch sicher sein Brodt gewinnen ...»

Das Fehlen von Altersklassen

Die mittelalterliche Gesellschaft hatte kaum ein Verhältnis zu ihren Kindern. Waren sie jedoch einmal über die meist tödlichen Hürden von Hilflosigkeit und Krankheit hinweg und konnten sie sich als Individuen artikulieren, so wurden sie sogleich in die Welt der Erwachsenen aufgenommen. Kein Verhaltensbereich war für die Kinder ausgeklammert: Arbeit, Kultur, Religion, Vergnügen, Gespräche, Sexualität, Geburt, Tod etc. waren den «Kindern» gleichermaßen zugänglich wie den Erwachsenen. Das Leben war den Altersgruppen gemeinsam. Die Altersstufen waren durchmischt. Es existierte eine ungeregelte und ungleichmässige Durchdringung von jung und alt in den verschiedensten Funktionen. So hat beispielsweise das *Spiel* erst allmählich, im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts, seinen Charakter als spezifisch kindliches Phänomen erhalten. Vorher wurde nicht so rigoros wie heute zwischen Spielen für Kinder und Spielen für Erwachsene unterschieden. Den einen wie den anderen waren dieselben Spiele geläufig, und eigentliches Kinderspielzeug ist nur rudimentär nachweisbar. Um 1600 erstreckt sich die Spezialisierung der Spiele erst auf die frühe Kindheit, vom dritten oder vierten Lebensjahr an verwischt sie sich und hört dann ganz auf. Von da an spielt das Kind dieselben Spiele wie die Grossen. Was man, aus unserer heutigen Perspektive, auch umgekehrt zu sehen hat: Die Erwachsenen spielen dieselben Spiele wie die Kinder!

Auch die *Literatur* und das *Erzählen von Geschichten* waren nicht etwa allein für die Kinder bestimmt, sondern richteten sich ebenso an die Erwachsenen. Man hörte Märchen zur alltäglichen Zerstreuung, etwa so, wie man heute Kriminalromane liest. Erst allmählich, etwa Ende des 17. Jahrhunderts, werden die Märchen allein den Kindern überlassen und als gemässes Ausdrucksmittel der kindlichen Welt verstanden. Eine spezielle Kinderliteratur entstand im Verlaufe des 17. Jahrhunderts.

Analoges gilt für die *Sexualität*, die als Thema für Gespräche und Scherze kaum tabuisiert war, und dies sowohl im Umgang der Erwachsenen untereinander wie in der Beziehung der Erwachsenen zu den Kindern. Es war allgemein üblich, die Kinder in die sexuellen Spässe der Erwachsenen mit einzubeziehen, und die öffentliche Meinung fand daran nichts Anstössiges. Die Kinder schliefen normalerweise gemeinsam in einem Bett oder in den Betten ihrer Eltern, oft auch zusammen mit Bediensteten. Der nackte Körper löste keine Reaktionen der Scham oder der Befangenheit aus. Wie wenig die Sexualität problematisiert wurde, zeigen die Tagebuchaufzeichnungen von HEROARD, dem Arzt des jungen LOUIS XIII, die eine anschauliche Schilderung einer höfischen Kindheit zu Beginn des 17. Jahrhunderts geben. HEROARD berichtet, wie sexuelle Beziehungen zwischen Erwachsenen der Anschauung des Dauphins keineswegs entzogen waren. Er ist Zeuge des Geschlechtsverkehrs seiner Eltern und der Dienstboten, die im selben Zimmer schlafen wie er. Als Dreijähriger weiss er, dass er im Bett seiner Mutter entstanden ist und äussert sich über Stellungen des Geschlechtsverkehrs. Er empfindet sich als sexuelles Wesen und wird von den Erwachsenen darin bestätigt. Wiederum bringt das 17. Jahrhundert einen Wandel. Es setzt sich allmählich die Vorstellung der kindlichen Unschuld durch. Die «Schwächen» des Kindes werden «entdeckt» und verlangen nach erzieherischer Stütze. Das Kind benötigt pädagogische Hilfe, um nicht den Gefährdungen des Lebens ausgeliefert zu sein.

Auch die *Kleidung* schaffte in der mittelalterlichen Gesellschaft keine Differenz der Altersstufen. Sobald das Kind den Stoffbandagen, die man als «Windeln» eng um seinen Körper wickelte, entwachsen war, wurde es wie die

anderen Männer und Frauen seines Standes gekleidet. Hinsichtlich ihres Aufzuges unterschieden sich die Kinder in nichts von den Erwachsenen. Die Kleidung war für alle gleich, ein wohl untrügliches Zeichen dafür, dass die «Kinder» eben nicht als Kinder, sondern als *kleine Erwachsene* gesehen wurden.

Die *Schule* fügt sich bruchlos in das bisher skizzierte Bild der mittelalterlichen Einstellung zur Kindheit. Die Schule ist aus der Notwendigkeit erwachsen, Nachwuchs für den Priesterberuf heranzubilden. Ursprünglich daher ausschliesslich berufspraktisch, d. h. auf die

Das wichtigste Prinzip der mittelalterlichen Schule war die Simultaneität des Unterrichts: die verschiedenen Fächer wurden gleichzeitig dargeboten.

Vermittlung der technischen Fertigkeiten zur Zelebrierung der Messe ausgerichtet, erweiterte sich der Unterricht allmählich zur Lateinschule. Einen Elementarunterricht gab es nicht. Lesen, Schreiben und der Gebrauch der Muttersprache wurden in der Familie oder in der Berufsausbildung erlernt. Auch gab es keine Unterrichtsstufen, d. h. eine Anordnung des Stoffes nach seinem Schwierigkeitsgrad kannte man nicht. Das wichtigste Prinzip der mittelalterlichen Schule war die Simultaneität des Unterrichts: die verschiedenen Fächer wurden gleichzeitig dargeboten. Die Schüler absolvierten die Fächer in zufälliger Reihenfolge. Die älteren Schüler unterschieden sich von den jüngeren nicht hinsichtlich der Gegenstände, die sie studierten, denn diese waren für alle gleich, sondern hinsichtlich der Anzahl der Wiederholungen des Stoffes. Demgemäss waren die Schüler nicht als Altersgruppe umschreibbar. Die mittelalterliche Schule war völlig altersindifferent. Lernbegierige Erwachsene als Schüler störten den Unterricht keineswegs. Niemanden erstaunte es, in der Schule alle Altersstufen gleichzeitig anzutreffen.

Die Prinzipien der fehlenden Stufung des Unterrichts, der Repetition und der Simultaneität bewirkten eine unaufhörliche und permanente Fluktuation der Schülerschaft. Wir finden

damit auch in der Schule dieselbe Durchmischung der Altersklassen, wie wir sie beim Spiel, der Sexualität, der Kleidung etc. ange troffen haben. Und auch hier bilden sich, parallel zur Abgrenzung der Kinder von den Erwachsenen in der übrigen Gesellschaft, aller dings etwas früher beginnend, Altersgruppierungen. Die Differenzierung der Schüler in Schulklassen jedoch lässt sich erst seit dem Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert deutlich nachweisen. Dabei blieb zunächst der gemeinsame Unterrichtsraum bestehen. Die Klassen bekamen ihre Lehrer und versammelten sich an verschiedenen Orten innerhalb eines einzigen Saales. Interessant die pädagogische Rechtfertigung, die man für diese Art Didaktik fand: «Die Schüler sind dort, wo sie sehr zahlreich sind, am lebhaftesten und erzielen die besten Erfolge, denn dort fühlen sich Schüler und Lehrer zum Wetteifern angespornt» (JOHANN STURM). Erst die zahlenmässige Zunahme der einzelnen Klassen führte zur Notwendigkeit einer räumlichen Trennung. Damit ist ein langwieriger Prozess ab geschlossen, der von der in jeder Hinsicht gemischten Schülerschaft der mittelalterlichen Schule, die an einem einzigen Ort versammelt und zumeist einem einzigen Lehrer anvertraut war, unterrichtet nach den Prinzipien einer «simultaneistischen Pädagogik» (PHILIPPE ARIÈS), zur Differenzierung der Schüler in Klassen mit eigener Räumlichkeit und eigenem Lehrer und zur modernen Struktur der Schulkasse führt.

Die Geburt der Familie

Wie ist diese Entwicklung zu verstehen? Offenbar muss im 17. Jahrhundert mit der Kindheit etwas geschehen sein. Ein Wechsel in der Einstellung dem Kind gegenüber. Vorher, in der mittelalterlichen Gesellschaft, galt es als kaum beachtenswert oder als kleiner Erwachsener, nachher wird ihm ein besonderer Status zugeschrieben, eine Sonderstellung, die irgendwie vom Erwachsensein verschieden sein muss. Warum dieser Wandel in der Wahrnehmung des Kindes? Was ist geschehen? Offensichtlich muss sich das Verhältnis von Kindern und Eltern verändert haben. Das *familiäre Beziehungsgeflecht* ist anders geworden. Die Familie. Was wissen wir von der Familie?

Die Familie im modernen Sinne ist ein Produkt etwa der letzten zweihundert Jahre. Das lässt sich bereits der Wortgeschichte von «Familie» entnehmen. Im altrömischen Recht bedeutete «familia» ursprünglich soviel wie Haus-, Dienst- und Gesindeordnung. Damit wurde alles zusammengefasst, was zum Haushalt ge-

Die Familie im modernen Sinne ist ein Produkt etwa der letzten zweihundert Jahre.

hörte: Personen und Sachen, einschliesslich der unfreien Dienstleute. Erst später verstand man unter dem Begriff «Familie» auch eine lediglich Personen umfassende, auf Verwandtschaft gegründete Gemeinschaft, d. h. einen grösseren Kreis von unter sich verwandten Individuen gleichen Namens. Im deutschen Sprachraum ist das Wort «Familie» erst spät heimisch geworden, gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Bis dahin war die Bezeichnung «Haus» oder «ganzes Haus» gebräuchlich. «Haus» meinte die Gesamtheit der in einem Haus zusammen lebenden Menschen, also auch Knechte, Mägde, Lehrlinge, Gesellen, Gäste etc. Eine Trennung von Haushalt und Betrieb, sei dies Landwirtschaft, Viehzucht, Handel oder Gewerbe, gab es nicht. Für die Kinder war dementsprechend die Arbeitswelt etwas unmittelbar Anschauliches, an der sie sich auch frühzeitig schon zu beteiligen hatten. Das «Haus» versorgte auch die Kranken, die Invaliden und die Alten. Auch war es eine juristische Einheit, und der Hausherr besass politische Rechte.

Die Familie im Sinne des «Hauses» war keine intime, separierte Kleingruppe, wie wir sie heute kennen. Auch die *Ehe* war dementsprechend kein Verhältnis, das auf Emotionalität beruhte. Die Heirat war eine finanzielle Transaktion. Man heiratete nicht für sich, sondern

Man heiratete nicht für sich, sondern für die Gemeinschaft.

für die Gemeinschaft. Die Familie des englischen Adels beispielsweise wurde kaum von Banden des Gefühls oder der Zuneigung zusammengehalten. Die Tudor-Familie war eine

Institution zur Weitergabe von Leben, Name und Besitz. Genauso konnten an den französischen Höfen des 18. Jahrhunderts Mann und Frau ein Eigenleben führen, das lediglich durch bestimmte gesellschaftlich geforderte Repräsentationspflichten eingeschränkt war. Im übrigen mochten sie sich lieben oder nicht, sich die Treue halten oder nicht, ihre Beziehung konnte so kontaktarm sein, wie es nur immer ihre Verpflichtung zu gemeinsamer Repräsentation zuließ. Häuslichkeit oder ein Familiengefühl konnte nicht aufkommen.

Die Familie wird zum Ort der «Sentimentalität».

Mit den bürgerlichen Revolutionen veränderte sich die Struktur der Familie. Die Bildung zentralistischer Staaten und die kapitalistische Produktionsweise lösten allmählich die starke Lebensgemeinschaft des «Hauses» auf, indem sie immer mehr ihre Funktionen übernahmen. Die Arbeit wurde aus dem «Hause» ausggliedert und in einem autonomen gesellschaftlichen Subsystem verdichtet. Juristische, militärische, politische, medizinische etc. Funktionen gehen an den Staat über. Das «Haus» erleidet einen *Funktionsverlust*. Es bildet sich eine «Öffentlichkeit», als deren Gegenpol erst jetzt die «Privatheit» der Familie entsteht. Parallel dazu trennen sich Rationalität und Emotionalität: Die Familie wird zum Ort der «Sentimentalität». Das Gefühlsleben, das vorher im Kontakt mit einem breiten Verkehrskreis stattgefunden hat, wird «privatisiert», in den Schoss der Familie hineingenommen. Von den vielfältigen Funktionen des «Hauses» verbleibt der Familie praktisch allein noch die Erziehung der Kinder. Damit werden diese für die Familie von besonderer Wichtigkeit. Die Familie organisiert sich geradezu um das Kind herum und hebt es dadurch aus seiner mittelalterlichen Anonymität heraus. Die familiale Emotionalität umgreift die Kinder, deren Verlust damit nicht mehr schmerzlos ertragen werden kann.

Auch die Ehe wird gefühlsgeladen und schliesslich ganz zur persönlichen Angelegenheit zweier Menschen. Innerhalb der Fami-

lie wird sie zum potenzierten Intimbereich, zum Intimbereich im Intimbereich. Durch die Ausgrenzung der elterlichen Sexualität entsteht eine Unsicherheit im Verhalten: das Kind wird als potentieller «Spion» empfunden, dessen Neugier mit Angst abgewehrt wird. Die Eltern haben sich permanent mit dem Problem herumzuschlagen, wie weit die Intimität der Familie ins eheliche Verhältnis ausgedehnt werden soll. Aber nicht nur für die Erwachsenen im Verhältnis zum Kinde wird die Sexualität zum Problem, auch für das Kind im Verhältnis zu den Erwachsenen. Durch die Intimisierung der Ehe wird ein Bereich des Erwachsenseins *unsichtbar*: die genitale Geschlechtlichkeit wird dem Erfahrungsbe- reich der Kinder entzogen. Die Ehe als ein geschlechtliches Beisammensein ist den Kindern nicht mehr deutlich. Dort, wo sie früher Zeugen des geschlechtlichen Kontaktes ihrer Eltern waren, sehen sie heute nichts mehr. Gerade dadurch aber, durch den Entzug der vollumfänglichen Erfahrung, dessen, was Erwachsensein ausmacht, wird das Kind in eine selbst, d. h. von den Erwachsenen geschaf- fene Kindlichkeit getrieben. Solange das Kind nicht wissen darf, was alles dazu gehört, erwachsen zu sein, lebt es in einer Welt, in der es nicht anders kann als unerwachsen zu sein. Es wird zum Kinde gemacht und hat Mühe, erwachsen zu werden.

Mit dem Verlust der Funktionen des «Hau- ses» hat die Familie immer mehr an An- schaulichkeit des Lebens verloren.

Was für die Sexualität gilt, gilt auch für die Arbeitswelt und anderes mehr. Die Arbeit ver- schwindet hinter Fabrikmauern und Glasfas- saden. Kein Kind bekommt dort Zugang. Die Berufe verlieren ihre «Sichtbarkeit». Wie kann das Kind die Arbeit eines Buchhalters, eines Sozialarbeiters, eines Steuerberaters oder eines Psychotherapeuten «sehen»? Das Le- ben der Erwachsenen wird den Kindern zum Rätsel. Mit dem Verlust der Funktionen des «Hauses» hat die Familie immer mehr an An- schaulichkeit des Lebens verloren. Die Welt der Erwachsenen ist ihr immer mehr entwi- chen. Die Fülle des Lebens, wie sie im «Hause»

anwesend war, ist in der modernen Familie gefiltert. Die Erwachsenheit entschwindet dem Anblick der Kinder, hüllt sich in einen Nebel der Unanschaubarkeit.

Die Welt des Kindes wird zu einem fast geschlossenen «Schonraum», in dem es aufwachsen soll und muss. Sowohl die Familie wie die Schule verändern ihr Verhalten dem Kinde gegenüber. Die Begegnung mit dem Kinde wird *pädagogisch*: das Leben wird ihm dosiert zugeführt. Das Kind wird schrittweise in die Welt der Erwachsenen eingeführt. Die Sexualität, die Arbeit, die Religion, das Vergnügen, die Literatur, die Musik etc., all das wird didaktisch aufbereitet und dem Kinde in Raten zugeführt. Das Kind muss vor zu viel Welt bewahrt werden. Erwachsensein wird dem Kinde nicht mehr unmittelbar gezeigt, vielmehr präpariert man die Welt und setzt sie dem Kinde stückweise vor. Und vor allem sagt man den Kindern, wie sie sich verhalten sollen. Das Bewusstsein einer möglichen Diskrepanz von Sein oder Sollen entwickelt sich, jener Diskrepanz, von der alle Pädagogik schliesslich lebt. Kinderspiele, Kinderlieder, Kinderliteratur, Kinderzimmer entstehen, Kindergärten, Kindesrecht, Kinderkultur, Kindergottesdienste, Kinderstunden, Kinderkrankheiten, Kinderbücher, Kinderfilme, Kinderpsychologie, Kinderlügen, Kinderzeichnungen, Kindersexualität, Kindersprache, Kinderfeste, Kinderrepublik, ein «Jahrhundert des Kindes» und ein «Jahr des Kindes»: das Kind kann nicht mehr anders, denn «kindlich» sein. Es hat seinen Ort zugewiesen bekommen: die Familie, jener Ort, von dem fast alle Erwachsenheit weggenommen und dem Kinde entzogen worden ist.

Frau und Kind als Objekte der Verklärung

In der Familie zurückgeblieben ist allein noch die Frau, die Mutter des Kindes. Frau und Kind finden ihren «eigentlichen Ort in der gefühlsgeladenen und intimen Privatheit der Familie. Daraus wird verständlich, wie die Frau der bürgerlichen Gesellschaft ein Objekt der Verklärung werden konnte. Sie wird zur Repräsentantin einer heilen Welt, einer Gegenwelt zur harten Wirklichkeit des ökonomischen Lebens, in das der Mann eingespannt ist, von dem er aber immer wieder zurückkehren will, um seine emotionale Rekreation zu besorgen.

Erst die Aufteilung der Gesellschaft in einzelne relativ autonome Sektoren und die Zuordnung des Mannes zum Bereich der materiellen Produktion hat für die Frau die spezifische Rollenproblematik geschaffen, gegen die sie heute ankämpft.

Frau und Familie werden zu einer Oase des Friedens verklärt. Die Frau wird zum Attribut der Freizeit des Mannes. Die Erosierung der Frau, wie sie uns täglich von Werbung und Massenmedien repetiert wird, ist das Produkt eines sozialen Wandels. Die Rolle der Frau wurde in den Haus- und Ehebüchern des 19. Jahrhunderts formuliert. Diese Verhaltensreglemente sind als Reaktion auf die gesellschaftlichen Wandlungen zu verstehen, durch die die umfassende soziale Struktur des «Hauses» zur Familie mit reduzierten Funktionen zusammenschrumpfte. Erst die Aufteilung der Gesellschaft in einzelne, relativ autonome Sektoren und die Zuordnung des Mannes zum Bereich der materiellen Produktion hat für die Frau die spezifische Rollenproblematik geschaffen, gegen die sie heute ankämpft. Die Frau hatte eine neue Aufgabe zu finden, sich der veränderten gesellschaftlichen Struktur anzupassen. Der von den Ehebüchern propagierte Kodex ist eine Reaktion auf diese gesellschaftliche Situation. Doch die Lösung, die er anbietet, ist spannungsgeladen. Eine Gesellschaft, die den Frauen die Aufgabe zuweist, ständig heiter und begehrswert zu sein, ist eine menschlich verarmte Gesellschaft, voller Konflikte und Verdrängungen. Das Kind wird von der Logik der fraulichen Verklärung miterfasst. Der Mythos von der kindlichen Unschuld und Reinheit entsteht. Die Kinder werden zu kleinen Engeln. Kindlichkeit wird zum religiösen Ideal und findet Eingang in die Gebetsbücher: «So ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder...» (Matth. 18,3). Die Kindheit wird zu einer Zeit nostalgischer Erinnerungen. Die Welt der Kinder wird zum Paradies verherrlicht. Ähnliches geschieht später mit der Jugendzeit. Sie wird idealisiert und von der Werbeindustrie finanziell mächtig ausgeschlachtet. Ein Jugendkult entsteht, dem sich die Erwachsenen nur schwer entziehen können.

Die zivilisatorische Transformation der Erwachsenen

Mit der Darstellung der Entwicklung vom «Haus» zur modernen Familie ist deutlich geworden, dass die Kindheit nicht einfach «entdeckt» zu werden brauchte oder ein Wandel von Ideen ist, sondern auf veränderte soziale Strukturen bezogen ist. Das mittelalterliche «Haus» trägt die psychische Konstellation seiner Mitglieder anders als die neuzeitliche Familie. Doch die Familie ist kein isoliertes Gebilde. Sie ist Teil gesellschaftlicher Strukturen. Der Wandel der Familie ist Moment eines Wandels der Gesellschaft als ganzer. Darin miteinbezogen sind nicht zuletzt auch die *Erwachsenen*. Seit dem Mittelalter ist eine zunehmende «Zivilisierung» des erwachsenen Verhaltens festzustellen. Die Spontaneität und Affektivität des Verhaltens wurde allmählich in Richtung einer verstärkten und gleichmässigeren inneren Kontrolle getrieben. Fremdwänge wurden in Selbstwänge übergeführt. Das Mittelalter ist durch relativ lockere Figurationen von aufeinander ausgerichteten und voneinander abhängigen Menschen gekennzeichnet. Die Verflechtungen der Handlungen sind gering. Umfassende soziale Strukturen, in denen Herrschaft und Gewalt neutralisiert sind, gibt es kaum. Die körperliche Gewaltausübung ist das Privileg einer Fülle frei rivalisierender Krieger. Das Leben ist durch eine Unmittelbarkeit des Handelns und des affektiven Ausdrucks gekennzeichnet. Die Gefühle sind jäher als heute, der Wechsel von Lust und Unlust häufiger und unvermittelter. Differenzierungen und Nuancierungen im Urteil sind gering ausgeprägt. Das Leben ist extrem und unsicher. Die gesellschaftliche Kontrolle ist schwach. Innere Kontrollen sind kaum errichtet.

Die Situation verändert sich mit der Zentralisierung und Monopolisierung der körperlichen Gewaltausübung. Es bilden sich im Innern befriedete Gesellschaften. Der Zwang zur

Selbstkontrolle wächst nun. Am Hofe entstehen erstmals engere Geflechte menschlicher Beziehungen. Sehr viele Menschen hängen beständig voneinander ab. Die körperliche Gewalt wird als Mittel der Auseinandersetzung tabuisiert. Dadurch können Rang- und Gunststreitigkeiten nicht mehr via Degen entschieden werden. An deren Stelle treten Intrigen, bei denen mit Worten gekämpft wird. Diese verlangen und züchten andere Eigenschaften als die Kämpfe mit der Waffe. Überlegung, Berechnung, Weitsicht, Selbstbeherrschung, Regelung der eigenen Affekte, Menschenkenntnis und Taktik werden zu unerlässlichen Voraussetzungen des sozialen Erfolgs. Das Handeln erfordert eine Analyse der Situation aus der Perspektive des jeweiligen anderen. Der Mensch steht gewissermassen sich selbst gegenüber. Der andere wird genauer betrachtet; man versucht, seine Individualität zu erkennen. Die Beziehungen der Menschen «psychologisieren» sich.

(Fortsetzung folgt in Nr. 21 vom 1. November)

